GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Sozialpsychologische Geschlechterforschung: Bereicherung der Gender Studies?

Steffens, Melanie Caroline; Ebert. irena Dorothee

2010

https://doi.org/10.25595/4180

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Steffens, Melanie Caroline; Ebert. irena Dorothee: *Sozialpsychologische Geschlechterforschung: Bereicherung der Gender Studies?*, in: FGS (Freiburger GeschlechterStudien), Jg. 16 (2010) Nr: 1, 193–206. DOI: https://doi.org/10.25595/4180.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE
UNIVERSITÄT
BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Melanie Caroline Steffens/ Irena Dorothee Ebert

Sozialpsychologische Geschlechterforschung: Bereicherung der Gender Studies?

Wenn man sich mit *diversity* in Unternehmen beschäftigt, stößt man auf das „Stufenmodell interkultureller Kommunikation" (z.B. Tung 2009). Stufe 1 ist gekennzeichnet von ‚unbewusster Inkompetenz': Personen unterschiedlicher Kulturen können nicht miteinander kommunizieren, wissen aber nicht, dass ihnen die entsprechenden Wissensgrundlagen fehlen. Stufe 2 ist die der ‚bewussten Inkompetenz': In Ermangelung interkulturellen Wissens schweigen wir lieber. Stufe 3, ‚bewusste Kompetenz', zeichnet sich durch einen mühevollen und angestrengten Umgang miteinander aus – wir brauchen viel Zeit, einander zu verstehen und Äußerungen zu produzieren, die den Erfahrungshintergrund der anderen Kultur einbeziehen. Stufe 4 schließlich, ‚unbewusste Kompetenz', zeichnet sich durch mühelose und selbstverständliche interkulturelle Kommunikation aus.

Dieses Modell wenden wir im Folgenden auf die Kommunikation zwischen verschiedenen Fachdisziplinen an: Gender Studies und Psychologie. Wenn wir als Psychologinnen sagen, wir beschäftigen uns mit Genderforschung, missverstehen wir uns auf Stufe 1, denn Sie verbinden damit ganz andere Implikationen als wir. Als ich [M.C.S.] als ‚wissenschaftlicher Nachwuchs' von den Forschungsfeldern Women's Studies, Lesbian Studies, Gender Studies und Queer Studies erfuhr, war ich zunächst begeistert in der Annahme, dass das die wissenschaftliche Heimat für die Forschungsfragen ist, die mich am meisten interessieren, und ich schrieb an eine entsprechende Diskussionsliste eine E-Mail mit meinen Fragen zu Geschlechterrollensozialisation, Geschlechterstereotypen und ihren Auswirkungen auf individuelles Verhalten. Über Nacht erhielt ich eloquente Antworten von amerikanischen Forscherinnen, die mich belehrten, das seien keine wissenschaftlichen Fragen im Rahmen der Gender Studies. Unmittelbar wurde ich damit auf die Stufe der ‚bewussten Inkompetenz' befördert: Ich merkte, dass sich unsere Vorstellungen darüber, was unter wissenschaftlichen Fragestellungen zu verstehen sei und wie sie zu untersuchen seien, dramatisch unterschieden. Daher ist es mir eine große Freude, hier nun endlich in die Kommunikation mit den Gender Studies eintreten zu können. Mit solchen Dialogen wie im vorliegenden Band leisten wir einen wichtigen Beitrag

beim Erzielen ‚bewusster Kompetenz' und begeben uns auf den Weg zu einer fruchtbaren Integration theoretisch und empirisch orientierter Ansätze in der Genderforschung.

Zwischen dem internationalen Establishment in der heutigen akademischen Psychologie und den Gender Studies, die von Soziologie und Geisteswissenschaften geprägt sind, sehen wir einen tiefen Graben, den es zu überwinden gilt. Die Gender Studies sind theoretisch orientiert und dominiert vom Konstruktivismus; Psycholog_innen[1] spielen aktuell keine Rolle – bis auf Freud sowie französische Psychoanalytiker_innen wie Irigaray, die wiederum innerhalb der Psychologie unbekannt sind. In der real existierenden akademischen Psychologie gilt eine Theorie nichts ohne quantitative empirische Belege, die aus Sicht der Gender Studies vermutlich empiristisch, essentialistisch und materialistisch sind. Die Psychologiegeschichte lässt sich als Versuch der Überwindung eines Minderwertigkeitskomplexes gegenüber den Naturwissenschaften lesen, indem von diesen nicht anerkannte Methoden (wie Introspektion)[2] verbannt wurden und selbst zentrale Konstrukte (wie Emotionen) lange als Gegenstände wissenschaftlicher Psychologie beiseite gelassen wurden, bis innovative Methoden es erlaubten, diese objektiv und replizierbar zu erforschen. Das Experiment gilt als Königsweg zum Erkenntnisfortschritt, da es Kausalschlüsse zulässt. Ohne überzeugende empirische Belege aus kontrollierten quantitativen Studien wird keine Theorie in den anerkannten internationalen Zeitschriften publiziert.

Entsprechend zählt Freuds Theorie, die sich empirisch in zahlreichen Punkten nicht erhärten ließ (wenn überhaupt jemand die Mühe auf sich nahm, sie zu testen), wenig und wird vor allem im Rahmen der Geschichte der Psychologie betrachtet – als etwas, das wir weit hinter uns gelassen haben. Da die Psychoanalyse viel frauenfeindliches und heterosexistisches Gedankengut beinhaltet, ist es höchst erstaunlich, dass ausgerechnet diese Theorie in den Gender Studies eine Rolle spielt. Neben den unterschiedlichen wissenschaftstheoretischen Grundfesten gibt es außerdem handfeste Verständnisschwierigkeiten, wenn man als Psychologin in den Gender Studies von Konstrukten wie ‚transversale polymorphe verkörperte Subjekte' liest.

Kritik an einer begrenzten Perspektive der real existierenden Gender Studies ist inzwischen in die Literatur eingegangen: „It has climbed out on a limb of academic theory that is all but inaccessible to the uninitiated" – „sie ist auf einen Ast akademischer Theoriebildung hinausgeklettert, der für Uninitiierte völlig unerreichbar ist" (Denfeld 1995, zit. n. Pilcher/ Whelahan 2008, 107). Oder: „… increasingly navel-gazing and obfuscatory in its use of ‚high' theory ‚jargon'" – „zunehmende Nabelschau und Verdunkelung durch die Benutzung ‚hoch theoretischer Fachsprache'" (Pilcher/ Whelahan 2008, 178). Und es ist unklug, das Feld der Empirie anderen zu überlassen:

> Indem zum Beispiel für die feministische Genderforschung zentrale Fragen der sexuellen Differenz in Relation zu Hirnunterschieden zwischen Frauen und Männern der Neurologie überlassen und damit eher einseitig mit in diesem Feld gän-

> gigen Deutungsmustern beantwortet werden, läuft ein sich nur auf erzieherische oder kulturelle Beeinflussung beschränkender Feminismus Gefahr, einer regressiven Politik in die Hände zu spielen. (Rossini 2008, 42; vgl. auch der Beitrag von Schmidt in diesem Band)

In der Tat gibt es in den Medien einen *Backlash* gegenüber den Gender Studies, als wäre längst erwiesen, dass *Gender* keine soziale Konstruktion ist, sondern Geschlechtsunterschiede angeboren sind, so im *Handelsblatt* oder der *Zeit* zu lesen:

> Was Eltern seit eh und je erfahren, ist auch nach Jahrzehnten geschlechtsverleugnender Pädagogik noch evident: Jungen und Mädchen, Männer und Frauen trennt nicht nur der ‚kleine Unterschied'. Sie sind im Wesen verschieden. (Knauss 2007)

> Ich finde, dass die Theologie, verglichen mit den ‚Gender Studies', eine exakte Wissenschaft darstellt, denn die Existenz Gottes ist immerhin möglich, während jeder Mensch, der Kinder hat …, schnell merkt, dass die Gender-Theorie unmöglich stimmen kann. (Martenstein 2008)

Diese Darstellung ist natürlich nicht haltbar. Und die Psychologie kann an dieser Stelle relevante Beiträge zu den Gender Studies leisten, wenn wir uns bemühen, die methodischen Gräben, die uns trennen, zu überbrücken. Hierzu muss man die Definition hinsichtlich dessen erweitern, was unter relevanten Beiträgen zu den Gender Studies zu verstehen ist. Dazu zählen unseres Erachtens nicht nur radikale theoretische Innovationen, sondern auch empirische Untersuchungen darüber, welche Rolle die Kategorie Geschlecht unter welchen Umständen für wen spielt. Die kognitive Wende, die in den 1970er Jahren zu einem Paradigmenwechsel (weg vom Behaviorismus) in der psychologischen Forschung führte, hat Kognition zu einer zentralen Variablen gemacht: Ohne kognitive Konstrukte – Erwartungen, Interpretationen, Einstellungen usw. – zu berücksichtigen, kann menschliches Erleben und Verhalten nicht verstanden werden. Hier steht zwar das Individuum im Fokus und nicht das Soziale, dennoch ist diese Perspektive leicht mit der Sicht des sozialen Konstruktivismus zu verknüpfen, denn dass auch Sozialisationsprozesse Kognitionen determinieren, ist unumstritten.

Im Folgenden möchten wir drei Beispiele aus unserer Forschung vorstellen, die illustrieren, wie Beiträge aus der Psychologie zu den Gender Studies heute aussehen können: zu Geschlecht und Performanz in Leistungssituationen, zur Rolle von Geschlechterstereotypen für Karriereentscheidungen von Mädchen und zu Einstellungen gegenüber Männern und Frauen.

In Bezug auf den Bildungsstand haben Frauen in Deutschland die Männer eingeholt: Bildungsabschlüsse von Frauen sind mindestens so hoch wie die von Männern (World Economic Forum 2009). Eklatante Unterschiede bleiben jedoch bei der Partizipation in Politik und Wirtschaft bestehen, insbesondere fehlen Frauen in der Führungsspitze von Unternehmen. Dafür gibt es sicherlich viele Gründe – gesellschaftliche Rahmenbedingungen, die die Vereinbarkeit von Kindern und Karriere erschweren, soziale Konstruktionen von Familie, in denen Haushaltsführung und Kindererziehung noch immer Frauensache sind usw. Uns hat ein weiterer Faktor der ‚gläsernen Decke' interessiert, der den psychologischen Mechanismen zuzuordnen ist: Gibt es Verhaltensunterschiede zwischen den Geschlechtern, die sich als Barrieren für den Aufstieg von Frauen erweisen? Ein gut etablierter Geschlechtsunterschied ist der, dass Frauen durchschnittlich sozialer orientiert sind als Männer (*communion*), während Männer sachorientierter sind als Frauen (*agency*) (Bakan 1966). Aspekte dieser sozialen Orientierung sind, dass Frauen sich in Kommunikationsprozessen mehr an ihr Gegenüber anpassen als Männer (Willemyns/ Gallois/ Callan/ Pittam 1997) und höhere Fähigkeiten in nonverbaler Kommunikation haben, beispielsweise bei der Dekodierung dessen, was gerade in anderen vorgeht (Hall 1978).

Unsere konkrete Forschungsfrage war nun, ob es in Arbeitskontexten, deren Kultur und Regeln von machtvollen Männern geschaffen wurden, karrierekritische Situationen gibt, in denen Frauen aufgrund ihrer höheren sozialen Fähigkeiten schlechter abschneiden. Dies wäre ein subtiler Mechanismus, gesellschaftliche Hierarchien aufrecht zu erhalten (Sidanius/ Pratto 1999). Kritische Performanzsituationen, in denen soziale Orientierung schaden kann, könnten solche sein, in denen wichtige Projekte einem nicht-responsiven Publikum vorgestellt werden. Nach einer Pilotbefragung gehören solche Situationen zum Erfahrungsschatz zahlreicher Frauen in Wissenschaft und Wirtschaft; beispielsweise die Vorstellung eines Projektantrags vor einem kritischen Gremium, das seine Einschätzung zunächst nicht preisgeben möchte. Unsere zentralen Hypothesen lauteten: Ein nicht responsives Publikum irritiert Frauen mehr als Männer, so dass sie weniger überzeugend auftreten. Dieser Geschlechtsunterschied lässt sich auf Unterschiede in sozialen Fähigkeiten zurückführen. Eine solche Hypothese lässt sich nach unserem Dafürhalten nur experimentell kausal belegen, denn in Alltagssituationen kann es immer Interaktionen zwischen der Überzeugungskraft einer Projektvorstellung und der Reaktion des Publikums geben, so dass die Rolle der Publikumsreaktion nicht isoliert werden kann.

In einem ersten Experiment haben wir Studentinnen und Studenten gebeten, einen Kurzvortrag von drei Minuten über ihre eigenen Stärken zu halten. Das Publikum bestand aus sorgfältig geschulten Männern, die entweder auf nonverbaler Ebene Interesse und Unterstützung signalisierten oder keinerlei Regung zeigten. Den Bedingungen ‚responsives Publikum' und ‚nicht-responsives Publikum' wurden die Teilnehmenden zufällig zugewiesen. Die Kurzvorträge wurden auf Video aufgezeichnet und nachher von Urteilenden, die ‚blind' gegenüber den Bedingungen waren, hinsichtlich vorab festgelegter Zeichen von

Unsicherheit sowie hinsichtlich des Kompetenzeindrucks jeweils auf mehrstufigen Skalen bewertet und zu Faktoren zusammengefasst (z.B. ‚paraverbale Sprache', ‚nonverbale Nervositätszeichen', ‚Kompetenzeindruck').

Das Ergebnismuster lässt sich wie folgt zusammenfassen. Ob das Publikum responsiv war oder nicht, hat sich auf die beobachtete Nervosität der Männer nicht ausgewirkt: Männer haben ihren Vortrag unbeeindruckt durchgeführt. Auf die durch unabhängige Beobachtende eingeschätzte Nervosität der Frauen hatte die Publikumsreaktion jedoch einen Effekt: Frauen wirkten bei nicht-responsivem Publikum durchschnittlich signifikant nervöser als bei responsivem Publikum.

In der nicht-responsiven Bedingung gab es darüber hinaus einen Geschlechtsunterschied im Kompetenzeindruck: Frauen erschienen durchschnittlich weniger kompetent als Männer. Um aufzuklären, worauf dieser Geschlechtsunterschied im Kompetenzeindruck zurückgeht, wurden in eine Regressionsanalyse zusätzlich zum Geschlecht zwei Aspekte sozialer Fähigkeiten einbezogen, die wir vorab per Fragebogen erfasst hatten: selbst eingeschätzte Fähigkeit zur Dekodierung der emotionalen Zustände anderer (z.B.: „Es ist anderen Menschen fast unmöglich, ihre wahren Gefühle vor mir zu verbergen") sowie Selbstdarstellung (z.B. „Ich kann mein Auftreten schnell verändern"). Beide Faktoren hatten einen signifikanten Einfluss auf den Kompetenzeindruck – am kompetentesten erschienen bei nicht-responsivem Publikum die Personen, die, wie von uns erwartet, die geringsten Fähigkeiten zur Dekodierung der emotionalen Zustände anderer aufwiesen sowie darüber hinaus die Personen, die angaben, sich besonders gut selbst darstellen zu können. Bei Einbezug dieser beiden Faktoren war der Einfluss von Geschlecht auf den Kompetenzeindruck nicht mehr signifikant. Mit anderen Worten: Die Tatsache, dass Frauen vor nicht-responsivem Publikum weniger kompetent erschienen als Männer, ließ sich vollständig erklären durch ihre höhere Fähigkeit, sich in andere hineinzuversetzen, und ihre geringere Fähigkeit zur Selbstdarstellung.

Dieses Ergebnismuster muss nun in weiteren Experimenten repliziert werden. Dabei werden wir objektive Maße statt Selbstauskünfte zu sozialen Fähigkeiten einbeziehen, über andere Themen als die eigenen Fähigkeiten referieren lassen und zusätzlich zu Studierenden (künftigen Führungskräften) auch Führungsnachwuchskräfte einbeziehen. Drei Dinge sind bei der Interpretation der Ergebnisse zu beachten. Zum einen kann keine Aussage über das Verhalten jeder einzelnen Frau gemacht werden, da jede Frau nur entweder in der nicht-responsiven oder in der responsiven Bedingung beobachtet wurde. Der Effekt zeigt lediglich, dass durchschnittlich die Performanz der Frauen in der nicht-responsiven Bedingung schlechter war als in der responsiven. Auf welchen Anteil der Frauen dieser Unterschied zurückgeht, ist nicht bekannt. Zum zweiten ist das Ergebnismuster ein Beispiel dafür, dass Effekte, die zunächst nach Geschlechtsunterschieden aussehen, auf Unterschiede in ganz anderen Faktoren zurückgehen können – nämlich psychologische Variablen wie soziale Fähigkeiten und Selbstdarstellung, die einen viel höheren Erklärungswert haben. Bei gleichen sozialen Fähigkeiten und gleicher Selbstdarstellung ist

kein Geschlechtsunterschied mehr auszumachen. Drittens erlauben unsere Befunde keine Aussage darüber, inwiefern Unterschiede zwischen Frauen und Männern in sozialen Fähigkeiten auf angeborene Geschlechtsunterschiede oder auf geschlechtsabhängige Sozialisationsprozesse und Belohnungs- und Bestrafungskontingenzen zurückgehen (z.B. indem bei Mädchen mehr Wert darauf gelegt wird, dass sie lieb und kooperativ sind, sich um andere kümmern, und indem sie harscher für Egoismus und Dominanz bestraft werden). Es ging uns vielmehr darum aufzuzeigen, dass höhere soziale Fähigkeiten für die Trägerin von Nachteil sein können.

Karriereentscheidungen von Mädchen

Unser zweites Forschungsbeispiel behandelt eine weitere bedeutende Erscheinungsform der nach wie vor bestehenden Ungleichverteilung der Geschlechter in zentralen Gesellschaftsbereichen: Immer noch wählen Frauen in der Bundesrepublik Deutschland und in vielen anderen Ländern selten Berufe in den Fachgebieten der Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik (MINT). In Anbetracht dessen, dass Absolventinnen und Absolventen von MINT-Studiengängen Erwerbsquoten von 90 bis 97% erzielen (Kerst/ Schramm 2008), ist eine praktische Heranführung von Schülerinnen an die entsprechenden Berufsbilder, wie sie zum Beispiel von der *Bundesweiten Koordinierungsstelle Girls' Day – Mädchen-Zukunftstag* umgesetzt wird, besonders begrüßenswert.

Gleichzeitig ist es nötig, besser zu verstehen, welche Prozesse im Einzelnen dafür verantwortlich sind, dass Schulabgängerinnen nach wie vor ‚typisch männlichen' Berufen den Rücken kehren. Mit welchen Überzeugungen geht dieses Verhalten einher? Könnte es eine Rolle spielen, dass Mädchen sich selbst in mathematisch-technischen Gebieten wenig zutrauen? Und falls ja, ab welchem Alter lassen sich solche für die spätere Berufswahl relevanten Denkinhalte feststellen? Wenn wir diese Fragen anhand geeigneter empirischer Untersuchungen beantworten können, schafft dies die Voraussetzung, noch wirkungsvoller geeignete Interventionen zu platzieren.

Bisherige Forschung hat gezeigt, dass Mädchen im Grundschulalter das Fach Mathematik mögen, gut in Mathematik sind und ein hohes fachspezifisches Leistungsselbstkonzept haben (d.h., sie sind überzeugt, dass sie gut rechnen können). Erst im Laufe ihrer Bildungskarrieren verschwinden sie aus den MINT-Fächern (‚the leaky math pipeline'). Zu Beginn der Pubertät gibt es immer noch keine Leistungsunterschiede in Mathematik zwischen Jungen und Mädchen, aber das fachspezifische Leistungsselbstkonzept der Mädchen ist bereits schlechter als das der Jungen: Bei objektiv gleichen Noten halten Jungen sich für talentierter. Schließlich fallen auch die Leistungen der meisten Mädchen ab und sie verlassen mathematikintensive Fächer.

In einer Serie von Studien gingen wir der Frage nach, wie sehr Frauen und Mädchen Geschlechterstereotype in Bezug auf Mathematik verinnerlicht haben und sie spontan zeigen (Jelenec 2008). Den Schwerpunkt unserer Untersuchungen bildeten Geschlechterstereotype bei Kindern und Jugendlichen,

da in dieser Zeit wichtige Bildungsentscheidungen vorbereitet und getroffen werden. Weiterhin untersuchten wir hierbei sogenannte implizite Geschlechterstereotype. Da wir implizite Kognitionen für die Geschlechterforschung als besonders relevant erachten, weshalb wir bevorzugt mit sogeannten impliziten Messverfahren arbeiten, folgen hierzu zum besseren Verständnis zunächst einige Ausführungen.

Seit etwa zwei Jahrzehnten wird in der psychologischen Forschung zunehmend eine Unterscheidung zwischen impliziten und expliziten Prozessen betont. Letztere kommen zum Beispiel dann zum Tragen, wenn Menschen direkt nach ihren Einstellungen gefragt werden. Die Befragten antworten dann bewusst und steuern kontrolliert die von ihnen gemachten Angaben. Anders verhält es sich bei impliziten Prozessen. Diese zeichnen sich dadurch aus, dass sie zum einen häufig unbewusst vorliegen (es ist Menschen manchmal gar nicht klar, dass sie bestimmte Vorurteile haben), zum anderen können sie, selbst wenn ein Bewusstsein gegeben ist, ihr Antwortverhalten beim Einsatz impliziter Maße weniger gut kontrollieren. Ein wichtiger Vorteil bei der Erfassung impliziter Denkinhalte besteht also darin, dass diese kaum durch soziale Erwünschtheitsprozesse verzerrt werden können, welche im Zusammenhang mit Geschlechterthemen eine besondere Rolle spielen. Aus diesem Grund arbeiten wir in unserer Forschung zusätzlich zu expliziten Maßen (z.B. Fragebögen) verstärkt mit impliziten Messmethoden. Ein weit verbreitetes Maß ist der Implizite Assoziationstest (IAT, Greenwald/ McGhee/ Schwartz 1998). Hierbei handelt es sich um ein computerbasiertes Verfahren, bei dem Reaktionszeiten erfasst werden, wenn auf bestimmte Stimuluskombinationen (häufig Wortpaare) reagiert wird. Beispielsweise werden links oben auf dem Computerbildschirm die Wörter ‚Frauen oder positiv' präsentiert und rechts oben ‚Männer oder negativ'. In der Bildschirmmitte erscheint dann jeweils ein Wort, das mit einem linken oder rechten Tastendruck klassifiziert werden soll (z.B. ‚weiblich', ‚männlich', ‚gut', ‚schlecht'). Ist eine Probandin schneller darin, in dieser Aufgabe zu reagieren, als in einer, in der ‚Männer oder positiv' sowie ‚Frauen oder negativ' gepaart sind, wird geschlussfolgert, dass diese Probandin eine positivere implizite Einstellung zu Frauen hat als zu Männern (vgl. Steffens et al. 2004). Es können auf diese Weise nicht nur implizite Einstellungen erfasst werden, sondern auch implizite Geschlechterstereotype (hier wären mögliche Wortpaare ‚Frauen oder warmherzig' und ‚Männer oder kühl') oder Aspekte des impliziten Selbstkonzepts (z.B. ‚Ich oder Mathe' und ‚Andere oder Deutsch').

In den nun vorgestellten Untersuchungen überprüften wir mit Hilfe von IATs, wie sehr Kinder und Jugendliche Mathematik mit Jungen und Sprache mit Mädchen assoziieren. In einer Stichprobe mit über 500 Schülerinnen und Schülern zeigte sich, dass die automatischen Geschlechterstereotype bei Mädchen ausgeprägter waren als bei Jungen. So zeigten bereits Mädchen in der 4. Klasse automatische Assoziationen Mathe-Jungen und Sprache-Mädchen, und auch bei Mädchen in der 7. und 9. Klasse ließen sich diese spontanen Assoziationen nachweisen. Jungen zeigten hingegen durchschnittlich in keiner

Altersstufe automatische Geschlechterstereotype. Die automatischen Geschlechterstereotype der Mädchen, nicht aber der Jungen, hingen mit ihren Selbsteinschätzungen, ihren Schulnoten und ihren Fächerwahlabsichten in Mathematik und Deutsch zusammen. Stärkere automatische Geschlechterstereotype gingen bei Mädchen einher mit einer schlechteren Selbsteinschätzung, schlechteren Schulnoten und einer geringeren Fächerwahlabsicht in Mathematik im Vergleich zu Deutsch. Da automatische Mathematik-Geschlechterstereotype bei Mädchen bereits in der Grundschule beobachtet werden können, ist es denkbar, dass sich diese automatischen Stereotype schon früh auf Selbsteinschätzungen und Wahlabsichten auswirken und entsprechend mit dazu beitragen, dass sich Mädchen von mathematisch-technischen Bereichen abwenden.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass wir automatische Mathematik-Geschlechterstereotype nur bei Mädchen und Frauen beobachten konnten. Diese Stereotype hingen mit Selbsteinschätzungen, Leistungen und Fächerwahlabsichten zusammen. Wir interpretieren diese Befunde dahingehend, dass sich Jungen, soweit ihnen diese Geschlechterstereotype bekannt sind, von ihnen nicht in der freien Entfaltung ihrer Interessen einschränken lassen: Auch wenn ein einzelner Junge verinnerlicht hat, dass Sprachen Mädchenfächer sind, wird er in ihnen reüssieren, wenn das seinen individuellen Talenten entspricht. Mädchen hingegen ziehen sich im Einklang mit den von ihnen verinnerlichten Stereotypen und mit ihrer Geschlechterrolle aus MINT-Fächern zurück. Um diese automatischen Geschlechterstereotype zu bekämpfen, bietet sich als eine Methode der Wahl an, Mädchen mit weiblichen Rollenvorbildern in Mathematik und Technik in Kontakt zu bringen, beispielsweise als Mentorinnen – einschlägige Untersuchungen haben nachgewiesen, dass sich auf diese Weise automatische Geschlechterstereotype reduzieren lassen (Dasgupta/ Asgari 2004).

Einstellungen gegenüber Männern und Frauen

Die vorangegangenen Forschungsbeispiele behandelten psychologische Wirkfaktoren, die dazu beitragen, dass Frauen auch heute noch in zentralen Gesellschaftsbereichen Männern nachstehen. In statushohen Positionen und zukunftsträchtigen Berufsfeldern sind nach wie vor wesentlich häufiger Männer als Frauen anzutreffen. Betrachtet man diesen Sachverhalt aus sozialpsychologischer Sicht, würde man, ausgehend von einschlägigen Theorien, vermuten, dass durchschnittlich positivere implizite Einstellungen gegenüber Männern vorherrschen als gegenüber Frauen. So zeigten zahlreiche empirische Studien, dass statushöhere Gruppen im Allgemeinen positiver bewertet werden als statusniedrigere. Dieses Muster konnte unter Berücksichtigung unterschiedlicher Gruppenkategorien, wie zum Beispiel Arme versus Reiche (für einen Überblick siehe Rudman/ Goodwin 2004) empirisch nachgewiesen werden. Eine Erklärung hierfür liefert die *system justification theory* (Jost/ Hunyady 2005), die argumentiert, dass Mitglieder statusniedriger Gruppen unbewusst die eigene Gruppe ab- bzw. die statushöhere Gruppe aufwerten, um bestehende Statusunterschiede

zu rechtfertigen. Für Mitglieder statushöherer Gruppen hingegen rechtfertigt eine positivere Einstellung zur Eigengruppe den Status quo.

Vor dem Hintergrund dieses vielfach gezeigten Zusammenhangs zwischen Gruppeneinstellungen und Status überrascht es, dass Forschungsarbeiten im Bereich der Geschlechtereinstellungen ein entgegengesetztes Ergebnis erbrachten: Frauen, also Mitglieder der statusniedrigeren Gruppe, werden im Durchschnitt auf impliziter und expliziter Ebene positiver gesehen als Männer, weshalb in diesem Zusammenhang auch vom *women-are-wonderful*-Effekt (Eagly/ Mladinic 1989) die Rede ist. Dieser Befund wurde vielfach gezeigt und auf mögliche Determinanten hin untersucht. Ursprüngliche Erklärungsansätze setzten an stereotypen Denkinhalten an, die dahin gehen, dass die typische Frau als nett und warmherzig, im Gegenzug aber auch als weniger kompetent wahrgenommen wird (*stereotype content model*, Fiske/ Cuddy/ Glick/ Xu 2002). Eine diesem Ansatz nahe Theorie in der Sozialpsychologie ist die des Ambivalenten Sexismus (Glick/ Fiske 1997). Hierbei wird unterschieden zwischen einem subjektiv als wohlwollend empfundenen *benevolenten Sexismus* („Frauen sollten von Männern umsorgt und beschützt werden", „Eine Frau sollte von ihrem Mann auf Händen getragen werden") gegenüber solchen Frauen, die sich traditionellen Rollenstrukturen unterordnen und einem *hostilen Sexismus* gegenüber solchen Frauen, die aus einem eingeschränkten Wirkungsbereich ausbrechen und gleichberechtigte Situationen einfordern („Was Feministinnen wirklich wollen, ist, dass Frauen mehr Macht bekommen als Männer", „Wenn Frauen in einem fairen Wettbewerb gegenüber Männern den Kürzeren ziehen, behaupten sie gerne, sie seien diskriminiert worden").

In einer Reihe von Untersuchungen prüften wir, inwiefern benevolent sexistische Einstellungen, Geschlechterstereotype und Geschlechterrollen mit der allgemeinen Positivbewertung der Frauen zusammenhängen. Die entscheidende Frage hierbei war: Verbirgt sich hinter dem Befund besonders positiver Einstellungen gegenüber Frauen möglicherweise eine Frauen diskriminierende Grundhaltung?

Erfreulicherweise sprechen unsere Ergebnisse konsistent gegen diese Argumentation. So fanden wir keinen positiven Zusammenhang zwischen benevolentem Sexismus und der impliziten Präferenz für Frauen. Weiterhin hing letztere sowohl mit der impliziten Wahrnehmung von Frauen als warm als auch mit der impliziten Wahrnehmung von Frauen als kompetent zusammen. Und schließlich zeigte eine weitere Untersuchung, dass die implizite Präferenz für Frauen sowohl nach Vorabaktivierung eines traditionellen Frauenbildes als auch nach Aktivierung eines Karrierefrauenbildes zu finden ist.

In der Gesamtschau korrespondieren diese Ergebnisse mit einer zunehmenden Akzeptanz von Frauen in nicht-traditionellen Rollen. In anderen Worten bedeutet das, dass Frauen heutzutage weitaus weniger mit Sanktionen in Form von Vorurteilen zu rechnen haben, wenn sie sich dafür entscheiden, berufliche Herausforderungen anzunehmen. Die Tatsache, dass unsere Daten auf impliziten Verfahren basieren, verleiht den daraus gezogenen Schlussfolgerungen besonderes Gewicht, da auf diese Weise, wie oben erläutert, Verfälschungen durch sozial erwünschtes Antworten unwahrscheinlich sind.

Ein letzter, überraschender, Befund aus unserer Geschlechtereinstellungsforschung soll hier abschließend aufgeführt werden. Von Simone de Beauvoir wird vielfach zitiert – so auch im vorliegenden Band –, die Frau werde immer nur in Relation zum Mann gedacht. Erste Befunde einer neuen Studienserie deuten in eine andere Richtung. Wir fanden, dass Männer, die sich sehr stark mit der Gruppe der Männer identifizieren, eine besonders ausgeprägte implizite Präferenz für Frauen haben. Bei den Probandinnen hingegen fanden wir keinen positiven Zusammenhang zwischen dem Ausmaß an Identifikation mit der eigenen Geschlechtergruppe und einer Bevorzugung der männlichen Fremdgruppe. Es zeichnete sich sogar ein nicht signifikanter Zusammenhang in entgegen gesetzter Richtung ab. Dieses Datenmuster legt nahe, dass es für Männer zu einer hohen Identifikation mit der eigenen Geschlechtergruppe, also zum ‚Mannsein', dazugehört, Frauen zu mögen. In einem weiteren Schritt ließe sich spekulieren, dass es möglicherweise relevanter Bestandteil des männlichen Selbstkonzeptes ist, sich in Beziehung zu Frauen wahrzunehmen oder sogar sich über die Gruppe der Frauen zu definieren. Ferner wäre es nun interessant, das Selbstbild dieser Männer differenziert zu betrachten. Was für Männer sind es, die sich besonders stark mit ihrer eigenen Geschlechtergruppe identifizieren und was bedeutet das für die konkrete Geschlechterbeziehung? Wozu setzen Männer sich mit Frauen in Beziehung: um ihre Heterosexualität und damit auch ihr Mannsein zu bestätigen? Wir planen weitere Studien, um diese Überlegungen zu prüfen.

Konklusionen

Die vorangegangenen Ausführungen sollten gezeigt haben, dass es sich lohnt, Befunde aus der aktuellen psychologischen Forschung in den Gender Studies zu berücksichtigen. Wir haben drei Beispiele angeführt zur Verdeutlichung der „importance of empirical investigations into gender relations: … establishing how peoples' material resources, life chances, and experiences are affected by their gender" – „zur Bedeutung der empirischen Erforschung von Geschlechterbeziehungen: … um festzustellen, wie materielle Ressourcen, Lebenschancen und Erfahrungen vom Geschlecht beeinflusst werden" (Oakley 1998). Zunächst haben wir Belege für einen subtilen Diskriminierungsmechanismus aufgezeigt, der Frauen auf dem Weg an die Spitze behindert: Die soziale Orientierung von Frauen kann hier schaden. Zweitens haben wir Studien erläutert, die zeigen, dass explizite und implizite Geschlechterstereotype mit Karriereentscheidungen von Mädchen einhergehen, wenn sie MINT-Fächern den Rücken kehren. Und drittens wurde ein Beispiel dafür angeführt, dass empirische Befunde zu Einstellungen gegenüber Frauen und Männern feministischer Theoriebildung widersprechen können – nur für die Identität von Männern, nicht von Frauen, war der Bezug zum anderen Geschlecht bedeutsam.

Abschließend ist festzuhalten: Marginalisierte Subjekte wie Psychologinnen mit Schwerpunkt in der Geschlechterforschung können durch Expansion der Grenzen der Kategorie Gender Studies inkludiert werden. So kann mehr

diversity in den Gender Studies entstehen, indem nicht nur Theoretiker_innen, die radikal Konstrukte in Frage stellen, Beiträge leisten, sondern auch die empirische Erforschung der Kategorie Geschlecht als bedeutsam angesehen wird. Dabei schärfen idealerweise beide Seiten den Blick für die Begrenztheit der eigenen Herangehensweisen. Es ist jedoch zu beachten, dass eine gemeinsame Basis noch zu schaffen ist: Welche Methoden gelten als anerkannt, um Erkenntnisfortschritte zu erzielen? Welche Konzepte werden wie verwendet und haben welche Implikationen? Wenn Psycholog_innen von Geschlechterrollen und geschlechtsspezifischer Sozialisation sprechen, hat das für Soziolog_innen möglicherweise Konnotationen, die Psycholog_innen nicht bewusst sind. Auf welcher Abstraktionsebene forschen wir? Um die Kommunikationsstufe 4 der ‚unbewussten Kompetenz' zu erreichen, sind noch Lernprozesse erforderlich – die zweifelsohne mit einem stimulierenden und fruchtbaren Austausch belohnt werden.

Anmerkungen

1 Die Schreibweise mit Unterstrich lässt zwischen gesellschaftlich als männlich und weiblich konstruierten Individuen Raum für die Menschen, die sich dazwischen oder jenseits von Geschlechtskategorien verorten (S_HE 2003).
2 Selbstbeobachtung: Analyse des eigenen Erlebens durch nach innen gerichtete Beobachtung.

Literatur

Bakan, David (1966) *The duality of human existence. An essay on psychology and religion*. Oxford: Rand McNally.

Dasgupta, Nilanjana/ Shaki Asgari (2004) „Seeing is believing: Exposure to counterstereotypic women leaders and its effect on the malleability of automatic gender stereotyping". *Journal of Experimental Social Psychology,* 40/2004: 642-658.

Eagly, Alice H./ Antonio Mladinic (1989) „Gender stereotypes and attitudes toward women and men". *Personality and Social Psychology Bulletin,* 15/ 1989: 543-558.

Fiske, Susan T./ Amy J. C. Cuddy/ Peter Glick/ Jun Xu (2002) „A model of (often mixed) stereotype content: Competence and warmth respectively follow from perceived status and competition". *Journal of Personality and Social Psychology,* 82/2002: 878-902.

Glick, Peter/ Susan T. Fiske (1997) „Hostile and benevolent sexism: Measuring ambivalent sexist attitudes toward women". *Psychology of Women Quarterly,* 21/1997: 119-135.

Greenwald, Anthony G./ Debbie E. McGhee/ Jordan L. K. Schwartz (1998) „Measuring individual differences in implicit cognition: The Implicit Association Test". *Journal of Personality and Social Psychology,* 74/1998: 1464-1480.

Hall, Judith A. (1978) „Gender effects in decoding nonverbal cues". *Psychological Bulletin,* 85/1978: 845-857.

Jelenec, Petra (2008) *Girls and the leaky math pipeline*. Unveröffentlichte Doktorarbeit, Friedrich-Schiller-Universität, Jena.

Jost, John T./ Orsolya Hunyady (2005) „Antecedents and consequences of system-justifying ideologies". *Current Directions in Psychological Science,* 14/ 2005: 260-265.

Knauss, Ferdinand (2007) „Gender-Studies: Feministinnen erforschen sich selbst. *Handelsblatt*. 19. Sept. 2007. 07. Juli 2010. <http://www.handelsblatt.com/technologie/forschung/feministinnen-erforschen-sich-selbst;1325097>.

Kerst, Christian/ Michael Schramm (2008) „Der Absolventenjahrgang 2000/2001 fünf Jahre nach dem Hochschulabschluss, Berufsverlauf und aktuelle Situation". *HIS Forum Hochschule* 10/2008.

Martenstein, Harald (2008) „Das soziale Geschlecht". *ZEIT ONLINE*. 21. Feb. 2008. 07. Juli. 2010. <http://www.zeit.de/2008/09/Martenstein-09?page=all>.

Oakley, Ann (1998) „Science, gender, and women's liberation: an argument against postmodernism". *Women's Studies International Forum,* 21/1998: 133-146.

Pilcher, Jane/ Imelda Whelahan (2008) *50 key concepts in gender studies*. Los Angeles: Sage.

Rossini, Manuela (2008) „Zoontologien: Companion species und Ribofunk als theoretische und literarische Beiträge zu einem kritisch-posthumanistischen Feminismus". *Gender goes life. Die Lebenswissenschaften als Herausforderung für die Gender Studies*. Hg. Marie-Luise Angerer/ Christiane König. Bielefeld: transcript, 41-62.

Rudman, Laurie A./ Stephanie A. Goodwin (2004) „Gender differences in automatic in-group bias: Why do women like women more than men like men?" *Journal of Personality and Social Psychology* 87/2004: 494-509.

S_HE (2003) „Performing the Gap. Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung". *arranca* Vol. 28. 08. März 2010. 07. Juli 2010 <http://arranca.org/ausgabe/28/performing-the-gap Seitenangabe>.

Sidanius, Jim/ Felicia Pratto (1999) *Social dominance: An intergroup theory of social hierarchy and oppression*. New York: Cambridge University Press.

Steffens, Melanie C./ Julia Lichau/ Yvonne Still/ Petra Jelenec/ Julia Anheuser/ N. Kristine Goergens, et al. (2004) „Individuum oder Gruppe, Exemplar oder Kategorie? Ein Zweifaktorenmodell zur Erklärung der Reaktionszeitunterschiede im *Implicit Association Test* (IAT) [Individual or group, exemplar or category? A two-factor model for explaining reaction-time differences in the Implicit Association Test (IAT)]". *Zeitschrift für Psychologie* 212/2004: 57-65.

Tung, Rosalie (2009) „Managing cross-national and intra-national diversity". *International human resource management. Vol. III: Cross-cultural human resource management*. Hg. Pawan Budhwar/ Randall Schuler/ Paul Sparrow. Los Angeles: Sage, 41-55.

Willemyns, Michael/ Cynthia Gallois/ Victor J Callan/ Jefferey Pittam (1997) „Accent accommodation in the job interview: Impact of interviewer accent and gender". *Journal of Language and Social Psychology,* 16/1997: 3-22.

World Economic Forum (2009) „Global gender gap report". 27. Okt. 2009. 28. Feb. 2010. <http://www.weforum.org/en/Communities/Women%20Leaders%20and%20Gender%20Parity/GenderGapNetwork/index.htm>.